

Nr. 208. Bromberg, den 13. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

(5. Fortsetzung.) ———

Durch Steppe, Sonne, Wüste wälzte sich der Heerwurm feindlicher Abteilungen der deutschen Schutztruppe nach, gegen den Urwald von Mosambik, das eine portugiesische Kolonie ist. Abteilungen krochen hüben hinein, wie Eisenbahnzüge in den Tunnel, aber drüben nicht wieder hinaus. Geschütze versickerten draußen im Sand, Batterien ersoffen drinnen im Sumpf. Dann war Schlacht dort, Krachen von Granaten, ringsum zischte, spritzte der Sumpf. Es knatterten die Büsche, die Scholle riß unter den Schuhen der Soldaten ab, und schwarzes Wasser glotzte herauf.

In der Luft war Stank von Leichen, Wehklagen von Verwundeten, Summen von Fliegen, Ruch von Morsch und Moder, Geheul, Verwünschungen.

Auch Signale zum Angriff waren darin. „Attacke marsch, marsch!“ — „Hol's der Teufel!“ fluchte da einer zu seinem lahmen Nebenmann. „Ich patsch im Sumpf bis an den Bauch. Ich ersaufe.“ Ein Granatsplitter zerfetzte ihm die Hand, mit der anderen hieb er die Patronenrahmen in den Sumpf — und sich nach.

Andere krochen aus den Büschen, krochen im Schilf und Gekräute umher wie die Tiere, nagten Wurzeln und hatten wunde Hände — vom Laufen! Hatten den Typhus im Gedärm, daß Blut herauslief. Bei anderen waren die Nackendrüsen dick wie Kartoffeln: Schlafkrankheit. Suchten Höhlen unter den Wurzeln, wühlten Laub in dies Wundbett und legten sich hin zum Sterben.

Die noch draußen waren, hungerten und am Leben litten, sahen sich an denen, die aus den Sümpfen wieder hochtrieben, dick zum Platzen, das Entsetzen in die Augen und sagten: „Die sind satt! Es gibt zu fressen in des Teufels Küche!“

Die deutsche Schutztruppe von drüben speit Brand herüber, spuckt die zweihunderttausend Gewehrpatronen im Feuer her, die sie im letzten Gefecht erobert hat.

„Es wird das Letzte herausgeholt aus den Leuten,“ befiehlt ein englischer Oberst. „Halten Sie durch, Leutnant Amery! Wo ist Ihr Zug?“

„Mein Zug bin ich, Oberst!“

„God Damn!“

So wilderte die Verzweiflung über ihnen und um sie, und auf ihnen zerkrachten die Granaten. Ringsherum spritzten die Sümpfe, knatterten die Büsche, die Hölle war los, die Hölle.

Edward King aber, um den es sich in dem Briefe von Piet Neuenhausen handelte, sah von diesem Mordgefechte nichts. Edward King schlief unter dem Hallenbaum im Land Irgendwo. Zeit und Leben hatten für ihn ihren Sinn verloren.

Tagebuch des Majors King.

Trin Janders auf Mooikoppje bekam einen dicken Brief. Briefe waren im Schutzgebiet, als der Krieg in die Jahre ging, so rar wie Diamanten geworden. Ein Negerboy brachte ihn über den Meruberg herüber.

„Hast du eine Ahnung, wer uns schreiben könnte?“ fragte Trin die Gisela Steinbrink.

Seelchen hatte gedacht: „O Gott, meine Eltern!“ Aber der Brief hatte eine Marke aus Mosambik.

Der Schreiber war Bert Lang.

Dem Bert Lang hatten sie im Lazarett ein Bein unter dem Knie abgeschnitten! Es war von einem Geschoß zertrümmert worden. Portugiesische Pflanzer hatten ihn so gefunden. Nach seiner Genesung war er ins Gefangenen-Lager gekommen. Wenn die Zeit herum sei, wolle er aber nach Mooikoppje kommen, schrieb er. Und schrieb am Schluß: „Ein treuer Neger will mir den Brief richtig zur Post besorgen, und wenn ich eine Marke draufklebe und an eine Burenfrau adressiere, hat es keine Gefahr, sagt er . . .“

„Es ist viel Schlimmes in diesen Blättern,“ sagte Seelchen bewegt und faltete sie zusammen. „An Berts Leute können wir sie aber nicht schicken, heute nicht und morgen nicht . . . weil wir auch ja nicht wissen, wo sie nun sind.“

Und dann kam ein Tag — es war reichlich viel später —, da kehrte Bur Vanderheid wieder einmal auf Mooikoppje ein. Er war ein gebrochener Mann.

„Trin,“ sagte er, „es ist aus!“

„Was ist aus?“

„Der Krieg. Die Schutztruppe hat auf Befehl der Deutschen Regierung die Waffen dem Feind ausliefern müssen.“

„Und Piet van Royen und Piet Neuenhausen?“

„Sind nach Lourenco Marquez entkommen. Das ist in Mosambik, Trin, der Hafen für das Binnenland Transvaal. Sie wollten den Engländern nicht in die Hände fallen.“

Der alte Vanderheid hatte noch etwas auf dem Herzen, aber er rückte damit nicht gleich heraus.

„Früher,“ begann er, „da war ich der Pflanzer. Heutigentags, Trin, mag das nicht mehr recht gehen; man ist bloß noch halb und müßte doch vierfach sein in der schweren Zeit. Die schwerste für uns Bauern kommt erst noch. Meinst du nicht, daß Piet van Royen jetzt auf die Pflanzung gehört?“

„Natürlich mein' ich das,“ sagte Trin.

„Wenn ich mit meinem Freunde, dem General Smuts, reden könnte . . . unterbrich mich nicht, Gevatterin . . . ich meine wegen Piet, daß sie ihn hereinlassen . . .“

„Das könntest du ja wohl tun, Vanderheid.“

„Wir haben gedacht: vielleicht könntest du mir Gisela Steinbrink für etliche Wochen leihen, damit sie mit mir reise.“

Gisela Steinbrink war jung und weltfroh. Sie hatte gegen den Plan Vanderheids nichts einzuwenden. Der Bur griff also nach dem Gehstock . . . „Was ich noch sagen wollte,“ wandte er sich an Seelchen, „euer Vogt Lombo hat bei der Schutztruppe gekämpft, der Massaihäuptling Omaru auch. Als der Befehl der Waffenübergabe gekommen ist, hat Omaru sich vom Leben zum Tode befördert.“

Omarus Stolz und Treue konnten den Befehl der deutschen Regierung, die Waffen zu strecken, nicht fassen. Le-

bendig tat er es nicht. Dem Toten mochten sie sie abnehmen.

Es geschah nicht. Auch der Feind ehrte die Größe dieses Helden. Mit den Waffen senkte man ihn in das Grab in der Steppe.

Einmal saß Trin auf der Holzbank, die rechts von der Tür des Farmerhauses war, und zündete sich gerade eine Pfeife an. „Es kommt einer!“ sagte Jonas und guckte die Einfahrtsstraße hinab.

Es kam auch einer, mit einem zünftigen Knotenstock und einem Stelzbein. Er schwenkte den Hut, als er Tante Trin sah. Ein Juchzer schwang sich heimatfroh darunter hervor.

„Es ist Bert Lang,“ sagte Trin. „Daß ich die Wurzeln kriege, Bert Lang!“ rief sie ihm zu.

„„Guten Tag, Tante Trin. Guten Tag, Jonas“. Was er noch sagen wollte, fand sich in der Wucht der Minute nicht aus ihm heraus. Er kam als ein Bettler. Als Sohn des reichsten Pflanzers war er hinausgezogen.

„Du kannst morgen gleich anfangen, Bert Lang. Wir wollen den Affenwald roden, brennen, umschaffen zu einer Kaffepflanzung.“

„Und wo ist Gisela Steinbrink?“ fragte Bert Lang.

„Sie ist mit Ohm Vanderheid zu General Smuts nach Johannesburg gereist . . . So und so stehen die Dinge.“

„Seelchen Steinbrink muß ein schönes und hohes Mädchen geworden sein,“ sagt er.

„Sie ist wie ein Morgen in der Wüste,“ bestätigte Jonas begeistert und verdrehte die Augen.

Ohm Vanderheid in Transvaal war der Meinung, daß er wieder einmal eine Sache mit Aufwand angepackt, aber die Kraft nutzlos vertan hatte.

„Ein niederträchtiges Gefühl,“ sagte er zu Gisela Steinbrink. Sie kam von einem stundenlangen Spaziergang durch Johannesburg und fand Ohm Vanderheid im Hotel. Er war gänzlich zerknittert.

„Wie steht es mit General Smuts?“ fragte sie mutig.

„Ich weiß es nicht, ist mir auch ganz gleichgültig!“ sagte er. Smuts, sein Jugendfreund, hatte ihn nicht empfangen. Nun wollte Vanderheid den Staub Johannesburgs von den Schuhen schütteln und mit nächster Gelegenheit nach Mosambik fahren, um mit seinem Schwiegersohn Piet van Royen und seinem Nachbarsohn Piet Neuenhausen zusammenzutreffen.

Endlich kamen sie nach Lourenco Marquez.

„Ich finde, es ist sehr viel Gegend in diesem Lande,“ sagte Ohm Vanderheid zu Piet van Royen, der sie auf ein Telegramm hin am Bahnhof erwartete.

„„Und diese?“ fragte der Schwiegersohn, ein sonnenverbrannter, kriegshafter, aufrechter Bur, länger als die Leute seiner Rasse.

„Mein Reisemarschall Gisela Steinbrink,“ erklärte Vanderheid.

„Hurrjeh, Seelchen, mein Seelchen!“ schrie Piet van Royen und riß das Mädchen an seine Brust. „So rank und so blond! Geh her, laß dir einen Kuß geben! Und nun gehen wir, Piet Neuenhausen suchen. Er ist im Hafen.“

Neuenhausen hatte eine Stelle als Hafenmeister gefunden, ein Aufseheramt für die Einfahrt und Ausfahrt der Schiffe, für das Verstauen und Löschen der Ladungen. Es war kein einkömmlicher Posten, aber er trug zur Not seinen Mann, Piet van Royen dagegen war Beamter einer Zuckerfabrik, die auch etliche Deutsche beschäftigte.

So schlugen sich die beiden Heimatlosen durchs Dasein.

Eine Überraschung hatte auch Piet Neuenhausen beim Zusammentreffen mit Gisela. Sein Staunen war nicht so laut; aber es war tief.

„Ich habe dich nicht oft gesehen, Gisela Steinbrink“, sagte Piet Neuenhausen; „denn ich war schon ein Mann, und du gingst noch in die Schule. Wie steht es um deine Eltern, Gisela?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe seit Muhunke nichts von ihnen gehört . . . seit fünf Jahren“, setzte sie hinzu. Die Augen liefen ihr über.

Er erschrak sehr, aber er wollte Seelchen nicht verstören und sagte: „Dann habe ich dir gleich eine gute Nachricht zu bringen.“

„Rede doch, Piet!“

„Die Deutschen aus dem Schutzgebiet — in welchem Sammellager sie immer waren — sind alle ins Reich abgeschoben worden. Also sind auch deine Eltern in Deutschland.“

Und weil Vanderheid und sein Schwiegersohn miteinander zu reden hatten, nahm Neuenhausen sie an den Arm und ging mit ihr die Hafenstraße entlang. Es war da vorn an der Mole ein Café für Seeleute; man konnte dort gut sitzen unter rotweißgestreiften Sonnendächern, die im Winde flappten.

Sie überlegten, wie sie es machen wollten und daß sie an die Mutter von Else Steinbrink schreiben wollten, die in Deutschland, in Nienburg wohnte.

Währenddem dachte Piet Neuenhausen: „Was ist das für ein klares nordisches Mädchen!“ Und Seelchen fühlte, wie ihr Herz an diesem Manne stärker wurde und ihm in die Hände wuchs. „Es ist fein“, sagte sie, „weißt du, wie ich mir jetzt vorkomme, Piet? Wie auf einem Schiffe mit vollen Segeln . . . Frisch weht der Wind der Heimat zu. Also los, schreiben wir!“

„Nein“, sagte er und legte seine Hand auf die ihre, „wir schreiben noch nicht; denn wir wollen ihnen im Brief alles erzählen . . . auch was sich heute zuträgt. Das wissen wir aber noch nicht.“

„Nun, es riecht nach Teer und Sonne und Indischem Ozean“, sagte sie, „was soll denn da weiter passieren?“

„Eine Verlobung zwischen Gisela Steinbrink und Piet Neuenhausen“, sagte er ganz besonnen und fest, weil er wußte, es war so ihre Art. Und es war auch die seine.

Und an einem Vormittag gelangten Vanderheid und Gisela Steinbrink zu den Farmen, und Seelchen war begierig, zu sehen, was sich inzwischen in der Pflanzung gewandelt hatte. So ritt sie gleich hinaus.

Bert Lang hatte das Maultier, auf dem sie im Sattel saß, gar nicht herantraben hören. Er stand mit den drei Frauen Lombos und mit ein paar Boys auf der Rodung im Gummiwald, wo auf einem Ast an die zwanzig Tumbiliäffchen saßen, wie Schwalben auf einem Telegraphendraht.

Da kam der Hufschlag des Maultiers. Er wandte sich um und wußte gleich: die im Sattel war Seelchen.

„Du bist wieder gekommen?“ fragte er und wurde rot vor Glück und Überraschung.

Sie sah aus, wie er sie sich gedacht hatte und paßte ganz und gar in sein Herz. „Schön wie ein Morgen in der Wüste“, hatte damals Jonas gesagt, und Bert Lang hatte das oft durch seine Seele klingen hören, sogar in der Nacht. Er kam aber nicht gleich aus der Bedrängnis und sagte: „Wir roden den Affenwald und wollen eine Straußenfarm bauen. Was sagst du dazu, Seelchen?“

„Tante Trin ist sehr damit einverstanden.“

„Und du?“

„Ich bin dabei Nebensache.“

„Hauptsache!“ jubelte er.

„Nein“, lachte sie hell auf ihn hin, „ich soll doch mal die Frau auf Neuenhausenfarm werden. Neuenhausenfarm heißt von jetzt ab Giselafarm.“

„Wie soll man denn das verstehen?“ fragte er ahnungsvoll.

„Ich habe mich doch mit Piet Neuenhausen verlobt.“

Bert stützte sich hilflos auf den Stiel der Hacke.

„Auf Wiedersehen heut' abend! Sei so froh wie ich, das Leben ist ja so schön!“ jubelte Gisela und galoppierte davon.

*

Trin Janders kam sich von der Verlobung überrumpelt vor, und in Überrumpelungen wußte sie sich nicht gleich zu schicken.

Mit der Nacht fiel Jonas wieder ins Haus. „Sack voll Post!“ schrie er und übertrieb. Da hatten sich Trin, Seelchen, Vanderheid und Bert Lang schon auf dem Stöp versammelt. Unter der Post war ein Brief für Seelchen aus Lourenco Marquez und einer aus Nienburg von ihrer Mutter. Den mußte sie vorlesen. Oft, oft hatten sie von Deutschland her geschrieben, aber nie ein Lebenszeichen erhalten. „Deine Eltern und Johanna und Muhunke denken jede Stunde an dich.“ Von Muhunken war so häufig die Rede, daß Gisela ungeduldig fragte: „Wer ist denn eigentlich dieser Muhunke?“

Dann stellte sich heraus, daß Muhunke eigentlich Leo hieß und Giselas Bruder war, der sich nach einer langen Pause eingestellt hatte. Stramm und rassig nannte ihn die Mutter, und es sollte ein richtiger Pflanzer aus dem Jungen werden; er hatte keinen anderen Gedanken, als nach Afrika zu gehen, wenn er groß sei.

Bert Lang und Gisela schrieben in dieser Nacht am Tisch auf dem Stöp Briefe: „Ich habe meinen Eltern geschrieben,

wie ich es mir denke, daß es nun wird", sagte Bert Lang. „Diese Nacht war für mich eine Lebenswende. Ich geh nach Deutschland und will mir eine Frau holen; sie muß aussehen wie du, innen und außen, das ist die richtige."

An einem der nächsten Tage sagte Tante Trin: „Bert, du mußt heut nachmittag wegen der Reise nach Deutschland deine Gedanken zusammennehmen und kannst gleich mit dem Advokaten Koueberg nach Moschi zurückfahren. Bert, mein Sohn, wir wollen nämlich jetzt eine Sache regeln, die mir sehr am Herzen liegt, setz dich dort hin und paß gut auf. Du sollst nicht nach Deutschland kommen wie einer, der den Krieg des Lebens verloren hat, mein Junge. Wenn du um Johanna Steinbrink wirbst und sie fragen dich: Mensch, du hast ein Holzbein, und was hast du noch, dann sollst du sagen: ich habe eine Pflanzung in Afrika, die heißt Mooikoppje und ist mir und meiner Frau Johanna Steinbrink von Trin Janders zugesprochen von Rechts und Gesetzes wegen! ... Nein, bleib sitzen, Bert. Wie dir ums Herz ist, das weiß ich schon. Mich aber sollst du nicht weich machen."

So nahm Trin Janders in unerforschlicher Ruhe und Umsicht die schwere Last vom Herzen dieses deutschen Jungmanns. Sie tat das Ihre.

„Und wenn das jedem so gelingt, wie euch, Tante Trin, dann muß die Welt nach dem großen Brand ja wohl wieder in Schuß kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Des Oberstleutnants letzte Minute.

Skizze von Mia Munier-Wroblewska.

Zu den großen Herbstjagden war der Oberstleutnant aus Petersburg gekommen. Seine Ankunft bedeutete eine Sensation. Der Baron war ihm bis auf die Schloßtreppe entgegengeschritten; da begrüßten sich die ungleichen Brüder, der Majoratsherr, dem das Haar schon an den Schläfen silberte, der unlöslich verwurzelt war in dieser Erde seiner Väter, und der jüngere, landfremd Gewordene in seiner glänzenden Gardeuniform, elegant, geräuschvoll, fast zu geräuschvoll an dieser Stätte, wo alles gedämpft war, überzogen mit der Patina Jahrhunderte alter Kultur.

Am ersten Abend schon ging der Oberstleutnant zur alten, blinden Male hinunter. Da saß er in ihrer überheizten Stube mit den Goldglöckchen auf der Fensterbank und den rafaelischen Engelköpfchen in Öldruck an der Wand, rauchte und erzählte Male von ihrer Tochter Lotte, die seit 2 Jahren seinen Petersburger Haushalt führte.

„Siehst du, Male", sagte er in seinem slawisch abgefärbten Tonfall, „deine Lotte ist mein stiller Ruhepunkt zwischen Hofdienst, Arbeit und Vergnügungen. Sie weiß, was mir in Petersburg fehlt. In Lottes Speisezimmer riecht es wie hier zu Hause. Keine Gattin würde so musterhaft für mein Wohl sorgen, wie die Lotte das tut. Du weißt, Male, ich war nie fürs Heiraten. Frauen sind nur genießbar, solange sie auf einen Mann hoffen, wenn sie ihn haben, geben sie sich keine Mühe mehr. Die einzige Frauensperson, die nie etwas von mir erwartet, die immer nur für mich gesorgt hat, war deine Lotte, darum bedeutet sie in Petersburg für mich Kindheit, Heimat, alles Frühe, halb Vergessene."

Male bewegte den heruntergesunkenen Unterkiefer. Glückstränen kullerten aus den blinden Augen durch die braunen Runzeln. — —

Weißliche Nebel spannen um Kiefernstamm und Unterholz, um bräunliches Farnkraut und graues Moosgeflecht, Hörnerschall und Hundegeblaff!

Unter einer hundertjährigen Eiche hatte der Oberstleutnant seinen Stand. Ihm zur Seite wehte der weiße Schleier vom Hütchen der schönen Isabell, die ihm heute als Witwe reizvoller erschien als vor zehn Jahren bei ihrem letzten Begegnen. Ihr krauses Haar glühte goldig im Herbstgrau, Jagdfieber rötete die schmalen Wangen, der Blick war herrisch herbe. Dem Oberstleutnant ward das Herz so heiß und eng unter des Bruders altem Jagdrock, wie es ihm nie geworden unter den seiden-gefütterten Uniformen der Gardedragoner. — —

Abends glühten des Schlosses Fenster lichterhell in die dunkle Nebelnacht.

Eine Mazurka warf ihren aufreizenden Rhythmus in die festliche Helle. Der Oberstleutnant tanzte mit Isabell. unwillkürlich bildete sich eine freie Bahn für das außergewöhnliche Paar. An seiner Brust glitzerten hohe Orden, die Sporen klingelten leise. Isabells weiße Seide wehte an der Buntheit seiner Uniform hin, blumenzart.

Jetzt kniete er, alter polnischer Sitte folgend, vor ihr nieder und drückte ihre Hand an die Lippen, und diese Hand löste eine blaßrote Rose von ihrer Brust und streckte sie dem Knienden entgegen.

An der Tür zwischen Tanzsaal und Billardzimmer stand der Schloßherr. Er hatte die Tanzszene beobachtet, wärmerer Glanz war in seine müden Augen getreten. Der Oberstleutnant kam auf ihn zu, flüsterte im Vorübergehen: „Ich ziehe mich auf eine Viertelstunde zurück, mein Herz verträgt die Mazurka doch nicht so wie in den Leutnantstagen."

Der Majoratsherr folgte dem Bruder ins Vestibül mit den Elchgeweihen an der dunklen Eichentäfelung, sah den Oberstleutnant die breiten Stufen zum Oberstock emporschreiten und auf dem Treppenabsatz stehen bleiben. Es war, als sinke seine elastische Gestalt in sich zusammen, er drückte die Hand ans Herz, über dem zwischen den Orden die blaßrote Rose welkte. In der nächsten Sekunde fiel er zu Boden.

In der Morgenfrühe traf eine Depesche aus Petersburg ein: „Wie geht es dem Oberstleutnant? Lotte." Die Depesche war aufgegeben eine halbe Stunde nach dem Tode des Oberstleutnant. — —

Einen Monat später fuhr der Majoratsherr nach Petersburg, um des Bruders Nachlaß zu ordnen ... In funkelnd kalter Wintersonne saß er am Schreibtisch des Toten, und plötzlich fiel ihm die seltsame Depesche ein. Er rief die alte Haushälterin und fragte: „Wie kamen Sie eigentlich damals darauf, mitten in der Nacht nach Kurland zu telegraphieren?"

Lotte hob die schwarzseidene Schürze zu den Augen und wischte ihre sofort vorbrechenden Tränen fort. „Sie sind der erste, Herr Baron, dem ich von jener Nacht erzähle. Es war elf Uhr, ich saß in meinem Zimmer, da hörte ich die Glocke aus diesem Zimmer. Es war das Zeichen, mit dem mich der Oberstleutnant immer rief, wenn er etwas brauchte.

Ich lief erschreckt hin und dachte an Diebe. Das Zimmer war erleuchtet. Auf dem Stuhl, auf dem jetzt der Herr Baron sitzt, sah ich den Oberstleutnant in Paradeuniform mit allen Orden, dazwischen trug er eine rote Rose, er war erhitzt und hielt die rechte Hand ans Herz gedrückt. Das dauerte nur etliche Sekunden, vielleicht eine Minute, ich kann das nicht bestimmen, dann war alles um mich dunkel, ich aber lief zur nächsten Postabteilung und schickte die Depesche nach Kurland. Nun, am nächsten Vormittag kam dann das Telegramm vom Herrn Baron mit der Todesnachricht, da wußte ich, daß mein guter Herr bei mir gewesen war in seiner letzten Minute."

Sie sagte das ohne Grauen, ganz einfach. Der Majoratsherr hielt die blassen Lider gesenkt.

Er hat nur einmal viele Jahre später in einem vertrauten Kreise, als von den mancherlei Rätseln zwischen den Gestirnen geredet wurde, diese seltsame Geschichte erzählt und so ist sie den Überlebenden erhalten geblieben.

Blauer Page gesucht!

Nein — lieber Leser — das ist keine verirrte Schlagzeile aus der Rubrik »Verloren«, sondern es ist der Titel unseres neuen Romans! Was sich in dieser Liebes- und Diebesgeschichte an lustigen, manchmal aber auch recht kitzligen Abenteuern abspielt (sogar ein komplettes Mädel wird dabei geklaut!) gleicht einer tollen Fastnachtskomödie. Wir beginnen demnächst mit diesem neuen Roman.

Die Schriftleitung.

Wasserhosen auf dem Meere.

Von Kapitän Ernst Römer.

Die Seefahrer der Frühzeit und wohl auch des angehenden Mittelalters wußten von einem gewaltigen Drachen zu berichten, der zuweilen in den Wolken erschien und aufs Meer hernieder fuhr. Sein Schweif mochte bis zum Himmel reichen, aber mit dem furchtbaren Rachen schlürfte er das Wasser des Meeres hoch und verschlang jedes Schiff, das ihm in den Weg kam.

Von diesem erschrecklichen Fabeltier ist heute die schlichte Wasserhose übrig geblieben. Sie bietet nun gelegentlich ein so überwältigend großartiges Schauspiel, daß man es wohl begreiflich findet, wenn sie in der Vorstellung der Alten zu einem unheimlichen Lebewesen wurde.

Wie stellt sich die Erscheinung dem seefahrenden Beobachter dar? Am klaren Himmel steht eine kleine Wolke, die sich auffallend schnell vergrößert und bald zu einer bedrohlich aussehenden Haufenwolke mit dunklem Unterrand anwächst, wie eine Gewitterwolke etwa. An ihrem unteren Rande bemerkt man bald eine wild wirbelnde Bewegung, Wolkenfetzen lösen sich von der Masse los, wirbeln umeinander, verschlingen sich, reißen wieder ab. Es brodelt und dampft wie in einem Hexenkessel. In der Mitte, sehr oft auch am vorderen Teil der Wolke, im Sinne ihrer Bewegungsrichtung, beginnt es sich nach oben aufzuwölben, aber nur einen Augenblick; dann entsteht ein trichterartiges Gebilde, das nach unten zu wächst und wie ein umgekehrter stumpfer Kegel aussieht. Es verlängert sich, pendelt wohl auch hin und her, zieht sich ein, fällt wieder herab. Man möchte an den Rüssel eines sagenhaften großen Mammuts denken.

Nun geschieht Wunderbares: genau unter dem Wolkenschlauch, der lose herabhängt, die Meeresoberfläche aber bei weitem nicht erreicht, wird das Wasser zu einem kreisrunden Wirbel erregt. Springbrunnenartig steigt das Wasser in dem schalenförmig, ja zu einem Wall sich aufwölbenden Strudel auf und nieder, und die Bewegung wird um so heftiger, je mehr sich der Schlauch der Oberfläche nähert. Ein Geräusch wird hörbar, das an das Rauschen von Baumwipfeln, an einen Wasserfall, an das ferne Gedonner der Brandung erinnert. Plötzlich sieht man aus der Mitte des Wirbels einen Kegel emporsteigen, der sich mit dem umgekehrt aus der Wolke herabhängenden vereinigt; diese Luftsäule und ziehende Wolke sind also durch den Wirbelschlauch verbunden, in welchem wohl auch die senkrechte Achse als hellerer Strich erkennbar wird.

Nach kurzer Zeit meistens schon löst sich die Erscheinung wieder auf, indem die Hose in ihrem unteren Teil dünner wird und abreißt. Der obere Teil scheint von der Wolke wieder eingezogen zu werden, der untere Teil sinkt auf der Wasseroberfläche in sich zusammen, und die Wirbelbewegung hört auf. Die Höhe der Säule kann zwischen 100 und 1000 Meter, der Durchmesser des Fußes an der Oberfläche zwischen 20 und 100 Meter betragen.

Die vorstehende Schilderung gibt einen typischen Fall des Entstehens und Vergehens einer voll ausgebildeten Wasserhose. Sehr oft, ja, eigentlich jedes Mal wird der Verlauf etwas anders sein, und wenn man hundert Berichte von Beobachtern miteinander vergleicht, so wird man finden, daß sich die beschriebenen Erscheinungen in einigen Zügen voneinander unterscheiden. Zuweilen entwickeln sich zwei, drei, selbst sieben und mehr Hosen nacheinander aus ein und derselben Wolke, zuweilen ist der Wirbelschlauch in unaufhörlich zuckender, schleudernder Bewegung. Nach dem Zerfall der Wasserhose fällt aus der Wolke heftiger Regen, auch Schnee oder Hagel, ebensooft geht die Auflösung ohne jeglichen Niederschlag vor sich.

Das Vielfältige solcher Erscheinungen erschwert naturgemäß die physikalische Erklärung des Vorgangs, und in der Tat sind wir bisher über mehr oder weniger einleuchtende Theorien nicht hinausgekommen. Ganz allgemein müssen wir uns als Grundursache große Temperaturunterschiede innerhalb benachbarter Luftkörper auf verhältnismäßig engem Raum vorstellen. Solche Temperaturunterschiede bedingen wiederum verschieden gerichtete Luftströmungen und haben schließlich atmosphärische Wirbel zur Folge, die unter Umständen große Umdrehungsgeschwindigkeiten annehmen. Durch Reibung und Saugwirkung kann sich dann jener trichterförmige Wirbelschlauch bilden und schließlich Wasser von der Oberfläche heben. Der obere Teil des Wirbelschlauches enthält wahrscheinlich niedergeschlagenen Wasserdampf aus der Wolke, weil sonst die Erscheinung in so fest umrissener Gestalt nicht sichtbar werden könnte (über dem Festland saugt der Wirbel als Windhose Sand- und Staubteile hoch).

Können Wasserhosen der Schiffahrt gefährlich werden? Die Frage ist zu bejahen. Wir wissen, daß Segelschiffe beim Zusammentreffen mit einem derartigen Wirbel entmastet und dabei Menschen erschlagen wurden. Der Dampfer wird meistens in der Lage sein, der Erscheinung rechtzeitig aus dem Wege zu gehen. In einem Falle, in dem das nicht mehr möglich wir, hat eine über dem Dampfer hinziehende Wasserhose schwere Körper, wie Lukendeckel und Spieren, gleich Papierschnitzeln durch die Luft gewirbelt, und die an Deck befindlichen Menschen mußten sich mit aller Kraft an feste Gegenstände klammern, um einem gleichen Schicksal zu entgehen.

Kriegsschiffe haben gelegentlich versucht, eine Wasserhose durch Geschützfeuer zu zerstören. Ob die Versuche in allen Fällen gelungen sind, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen; die Lebensdauer dieses Wasserwirbels ist meist kurz, und die Möglichkeit liegt nahe, daß die Abgabe des Schusses mit dem natürlichen Zerfall der Erscheinung zufällig zusammentraf.



Bunte Chronik



Ratten.

Daß Zwerge wohl imstande sind, Riesen zu fällen, das zeigt der folgende traurige Fall, den der alte Carl Hagenbeck erzählte. Auf der Reise aus Afrika, über Triest und Wien, hatte er alle seine gefangenen Tiere in ihren Stallungen untergebracht. Die Elefanten, todmüde, hatten sich zum Schlafen niedergelegt. Mitten in der Nacht meldete ein Wärter, einer der Elefanten gebe röchelnde Töne von sich und scheine krank zu sein. Eine Stunde später kam eine weitere Meldung der gleichen Art. Es war kein Zweifel: ein Elefant war tot, zwei andere lagen im Sterben. Warum? Die Fußsohlen der drei Tiere waren durchgefressen, das Blut rieselte aus den Wunden! Ratten waren am Werke gewesen; Zwerge hatten drei Riesen gefällt, ohne daß die sich hatten wehren können! Die Spuren der scharfen Nagezähne waren in der — vermeintlich undurchdringlichen — Hornhaut deutlich zu erkennen! Alle drei Elefanten zeigten die gleichen Verwundungen, und die Verblutung war nicht mehr aufzuhalten! In den Stallungen lagen nämlich Holzfußböden, und unter diesen hatten die gefräßigen Nagetiere ihr Lager aufgeschlagen. Bei einer Razzia am anderen Morgen wurde ein Schock dieser Unholde zur Strecke gebracht, und dann die Holzfußböden entfernt. — Durch Ratten geht manches große Tier zugrunde. Wo immer sie, die Allesfresser, keine Gefahr wittern, setzen sie ihre Schneidezähne an; und gerade die größten und wehrhaftesten Tiere können ihnen zum Opfer fallen, weil sie zu klein und zu beweglich sind, um von ihnen erfaßt zu werden — und: weil sie in Massen auftreten! Ziehen ein paar Hundert von ihnen los, und ein paar Schock werden unschädlich gemacht — die übrigen schaffen es, und fressen beiläufig ihre eigenen Volksgenossen auf.



Lustige Ecke



Deutlich gesagt.

Besucher: „Na, willst du mich bis zum Bahnhof begleiten, Willi?"

„Nein, ich kann leider nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Weil wir gleich Mittag essen, wenn Sie fort sind!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.